

PARTEIEN

SPD-STUDENTEN

Come in

Hinter den verschlossenen Türen der Bad Godesberger Stadthalle plädierte SPD-Minister Karl Schiller für eine offene Partei. Die SPD, sprach er, müsse sich „auch mal ein bißchen verändern und beeinflussen lassen von Go-ins, Teach-ins, Sit-ins“.

Der formulierfreudige Ökonom empfahl — im November letzten Jahres auf einer internen SPD-Bundeskonferenz — den „lieben Genossinnen und Genossen“, Deutschlands protestierenden Go-in-Studenten zuzurufen: „Come in — mit allen euren Methoden.“

Jugendbewegt gerierten sich die Genossen auch in den jetzt veröffentlichten „Sozialdemokratischen Perspektiven“. Auf der zweiten Seite des neuen Programms offeriert sich die SPD als eine Partei, „die Impulse der jungen Generation aufnimmt“, auf der letzten bescheinigt sie sich „Verständnis für den kritischen Geist der Jugend“.

Allerdings: Mit dem Verständnis für die aufmuckenden Pullover-Revolutur in den eigenen Reihen, den sozialdemokratischen Studenten, hapert es. Der ehemalige Chef des West-Berliner „Sozialdemokratischen Hochschulbundes“ (SHB), Niels Kadritzke, 25, monierte, in der SPD verlören „Diskussionsbeiträge erst dann ihre parteischädigende Wirkung... wenn Herbert Wehner sie liefert“.

Tatsächlich wird der SHB der konzertierten Wehner-Mannschaft immer unheimlicher. Mit Unbehagen verfolgt die Parteileitung die kleinen Schritte des Parteinachwuchses, der Abordnungen zur Ost-Berliner FDJ schickt und die Anerkennung der Oder-Neiße-



SPD-Vize Wehner
„Man wagt kaum noch zu sagen ...“

Grenze fordert, für den Abzug der Amerikaner aus Vietnam demonstriert und für die „Respektierung der DDR“ eintritt. Und schon fürchtet der Hamburger SHB-Vize, Soziologie-Student Jens Litten, 24: „Die SPD will uns los sein.“

Käme es wirklich zum Bruch zwischen SPD und SHB, würden die Sozialdemokraten ihre Kinder bereits zum zweiten Male verstoßen: 1960 hatte den heute von Rudi Dutschke beherrschten „Sozialistischen Deutschen Studentenbund“ (SDS), dem einst SPD-Fraktionschef Helmuth Schmidt und der Stadtrat für Volksbildung in Berlin-Charlottenburg, Harry Ristock, angehörten, der Bann aus Bonn wegen Linksabweichung getroffen.

Der Parteivorstand dekretierte damals, die Beziehungen der Partei zum SDS seien abgebrochen, und legte sich eine neue Nachwuchstruppe zu — den

SHB, der heute — acht Jahre später — auch schon wieder unverstanden ist.

Liebevoll von der SPD-Amme in der Bonner Führungs-Baracke mit Geld und Direktiven aufgepäppelt, hatte sich der Bund, wie später das SHB-Blättchen „frontal“ zugab, zunächst zu einem „Musterknäblein“ entwickelt, „das die SPD rechts zu überholen drohte“. Carlo Schmid freute sich über die artigen SHB-Studenten, „die auch den Mut haben, ja zu sagen“, und der SPD-Pressedienst rühmte „die unabdingbare Loyalität des Verbandes zur SPD“.

Das währte nicht lange. Denn es zog den SHB, wie zuvor den SDS, bald nach links. Als der Hochschulbund 1964 die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze forderte, grollte das SPD-Organ „Vorwärts“ bereits: „Das richtige Augenmaß fehlte.“ Als ein Jahr später in Marburg SHB-Kongreßteilnehmer einem Grußwort-Sprecher vom SDS applaudierten, lief SPD-Jugendreferent Waldemar Ritter wütend aus dem Tagungssaal.

Heute stehen die innerparteilichen wie außerparlamentarischen Oppositionellen vom SHB „was die Theorie betrifft, so weit links wie der SDS“ (Litten), und auch in der Kritik an der Mutterpartei sind sie fast ebenso radikal wie die Radikalen vom SDS.

Der einstige SHB-Bundesvorsitzende Hajo Haus warf 1965 der Parteiführung „faschistoides Verhalten“ vor; auf der Bundesdelegierten-Versammlung 1967 war die Rede von „autoritären Tendenzen“. Der SHB-Landesvorstand Nordrhein-Westfalen attackierte den SPD-Eintritt in die Große Koalition („Politik des Vertuschens“), und der SHB Berlin zieht den SPD-Landesvorsitzenden Kurt Mattick einer „Ignoranz, die Gefahr läuft... einem neuen Faschismus den Weg zu bereiten“.

Von Berlin, wo Mattick dem SHB „parteischädigendes Verhalten“ vorwarf, bis Bayern, wo SPD-Landeschef Volkmar Gabert die „extremen Individualisten“ des SHB rügte, wuchs der Ärger über die aufsässigen SPD-Studenten.

Unter dem Datum vom 27. Februar 1967 ließ der Bonner SPD-Präsidiums-Funktionär Heinz Castrup schließlich den mit 40 000 Mark verschuldeten SPD-Studenten mitteilen, „daß Euch weitere finanzielle Unterstützung nicht mehr gewährt wird“. Nur böses Presse-Echo („Frankfurter Rundschau“: „Die SPD leistet einen neuen Beitrag zur Selbstzerstörung dieses demokratischen Staates“) ließ Chef-Taktiker Wehner den Subventionsstopp widerufen: „Keine Geldsperre.“

Seitdem verbindet SPD und SHB nur noch ein loses Zweckbündnis. Der von dem Bochumer Soziologie-Studenten Erdmann Linde, 24, Professorensohn und Folklore-Fan, angeführte Studentenbund weiß, daß eine Tren-

* Mit der amerikanischen Protest-Sängerin Joan Baez (M.) in Essen.



... daß man SPD-Mitglied ist“: SHB-Chef Linde (r.), Demonstranten*

nung von der noch immer zahlenden SPD die Organisation um ihre Existenzgrundlage brächte.

Die SPD wiederum fürchtet einen Aufstand des linken Parteiflügels, wenn sie mit dem SHB bricht, dem heute jeder dritte Student Sympathien entgegenbringt.

So versuchten führende Sozialdemokraten, sich unauffällig von den rebellischen Jungakademikern zu befreien. Hinter den Kulissen wollten sie, wie SHB-Chef Linde („In Berlin wagt man vor Studenten kaum noch zu sagen, daß man SPD-Mitglied ist“) berichtet, dem ungeratenen Parteiproß den Namen nehmen.

Im selben November, da SPD-Minister Schiller den Protest-Studenten „Come in“ zurief, ließen die Sozialdemokraten ganz im Gegensatz dazu ihren SHB-Studenten gegenüber ein „Get out“ vernehmen. Der SPD-Vorstand verkündete: Wir wollen keine

Kleinholz auf dem Dachboden und verschüttetem Heizöl brennbar gemacht worden.

Nicht genug damit: 16 Minuten nach Ausbruch des Feuers zündete ein Sprengexperte des Technischen Hilfswerkes (THW) sieben Kilogramm Sprengstoff, die in 70 Portionen im Obergeschoß fachmännisch verteilt worden waren. Donnernd stürzte das Hausinnere in sich zusammen.

Außer den Brandmauern blieb nur die 30 Zentimeter starke Kellerdecke aus Stahlbeton unversehrt, unter der — zwölf Quadratmeter groß, 1,92 Meter hoch — ein Schutzraum für 13 Personen installiert worden war: mit Notausstieg, Luftansaug-Öffnung und Stahltür.

200 Meter entfernt beobachtete Professor Dr. Sergei Traustel, 64, Direktor des Instituts für Wärme- und Brennstofftechnik an der Technischen Hochschule (TH) Braunschweig, den Brand,

Zwei Stunden nach Feuerbeginn wurde der Mief tödlich: Die Luftansaugpumpe hatte eine Überdosis von Kohlenmonoxyd eingeschleust. Aber Traustel mochte die imaginären Insassen als „noch nicht tot“ ansehen. Denn: „Wenn die einen Gasprüfer gehabt hätten, dann hätten sie ja die Pumpe für einige Zeit abstellen können.“

Und: „Man soll in solchen Fällen sich den Ernstfall nicht ausmalen. Für die übliche Aufenthaltsdauer, für das, was der Laie als Brand ansieht, sind die Räume ausreichend.“

Tatsächlich dauerte nur einige Stunden, „was der Laie als Brand ansieht“. Dann aber fand der Professor bestätigt, was schon seine Versuche im TH-Keller ergeben hatten: Die große Hitze kommt erst später. Sie frißt sich langsam von oben durch den Brandschutt. Auf der verschütteten Kellerdecke registrierten Traustels Meßinstrumente am fünften Versuchstag 160



Brennendes Versuchshaus*, Brandtester Traustel (r.): Die große Hitze kommt später

„studentische Leiborganisation“ mehr haben.

SHB-Chef Linde: „Die Parteispitze hat uns wiederholt aufgefordert, den ‚Sozialdemokratischen Hochschulbund‘ umzutaufen — etwa in ‚Radikaldemokratischen Hochschulbund‘.“

LUFTSCHUTZ

BUNKER

Tödlicher Mief

Nürnberg Feuerwehrlaute erklommen Obergeschoß und Dachstuhl des dreistöckigen Wohnhauses in der Malacher Straße 95, entzündeten die Luntten, die sie gelegt hatten, und brachten sich in Sicherheit. Sekunden später stand das Haus in Flammen, und zu retten gab es nichts: Mit Sachkenntnis war der leerstehende, zum Abbruch bestimmte Bau zuvor mit zwölf Tonnen Holz (als Möbellersatz),

den er in Bonner Auftrag gelegt hatte: Das Bundesinnenministerium und das Bundesministerium für Wohnungswesen und Städtebau wollten von dem Wissenschaftler wissen, was in einem Luftschutzkeller vor sich geht, wenn das brennende Haus darüber wegen radioaktiver Verseuchung nicht gelöscht werden kann.

Das erste Probe-Feuer in Nürnberg im Haus Hinterhofstraße 22 ließ Traustel noch unbefriedigt. Beim Brand in der Malacher Straße im Oktober letzten Jahres dagegen befand der Professor: „Das läßt sich an jeden beliebigen Ernstfall anpassen.“

Mit einem Unterschied: Im verschütteten Luftschutzkeller hockten keine verängstigten Menschen. Statt dessen hatte Traustel außer zahlreichen Meßgeräten einen „Insassensimulator“ angebracht, der menschenähnliche Wärme und Feuchtigkeit ausdünstete. Traustel: „Es wurde ein typischer Schutzraum-Mief.“

* In Nürnberg.

Grad Celsius, 30 Zentimeter tiefer an der Unterseite der Decke, vom vierten bis zum achten Tag etwa 85 Grad.

Im Musterbunker wäre der Aufenthalt dadurch „sehr ungemütlich“ (Traustel) geworden. Am achten Tag nach dem Brand kletterte dort die Innentemperatur auf 43 Grad. Traustels Schluß: „Die Leute hätten nicht überlebt. Die 30-Zentimeter-Decke hat in diesem Fall keinen Schutz gegen die Temperatur geboten.“

„Was daraus für ein Vers gemacht wird“, will der Professor lieber seinen Auftraggebern überlassen, denen er Mitte dieses Jahres einen Abschlußbericht vorlegen will.

Inzwischen freilich wurde in Bonn das Schutzbaugesetz verabschiedet; lediglich aus finanziellen Gründen ist es noch nicht in Kraft getreten. Es sieht Betondecken für Luftschutzräume vor. Stärke: 30 Zentimeter bei normalen Wohnbauten — wie in Nürnberg, wo die Meßgeräte den Tod anzeigten.